

Gedanken zur Zeit : Plädoyer für offene Strassen und Wege

Autor(en): **Schlegel, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **10 (1997)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-892980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Plädoyer für offene Strassen und Wege

Hans Schlegel, Buchs

In meiner frühen Kindheit, die ich während des Zweiten Weltkrieges in Buchs verbrachte, machte ich mir eine Zeitlang ein einfaches Bild von der Welt: Der sichtbare Horizont, die Alvierkette, der Alpstein, die Drei Schwestern und der Falknis bildeten die Grenze der Heimat, wo Friede herrschte; jenseits dieser Bergwälle war das Ausland, da tobte der Krieg. Am Rhein gab es Bunker mit Kanonen, und an der Rheinbrücke standen Soldaten, die dafür sorgten, dass kein Unbefugter ins Werdenberg kam. Auch die Brücken über den Binnenkanal, sogar die über den Giesen, waren für die Sprengung vorbereitet und wurden geschützt, vorerst von Schildwachen, die man von weitem sah, später, und das imponierte mir bedeutend mehr, von Wachposten, die getarnt auf Hochsitzen in nahen Bäumen sassen oder in angrenzenden Maisfeldern standen.

Gab es damals Fremde im Werdenberg? Mein Grossvater besass eine Hochzeitskutsche. Wenn er ein Brautpaar zu fahren hatte, ging er am Vortag zum «Poschpashil», um sich rasieren zu lassen; seine Schuhe brachten wir zum Nageln oder Sohlen dem «Kowatschitsch» neben dem alten Konsum an der Bahnhofstrasse. Mit uns in der Schule sassen die Kinder der österreichischen Zollbeamten; dass sie Fremde waren, merkten wir eigentlich erst, als sie nach dem Krieg mit ihren Familien ausgewiesen wurden. Wir waren darüber betrübt.

Viel seltener, als wir uns das eigentlich gewünscht hätten, kamen für ein paar Wochen Kinder von Fahrenden zu uns in die Schule und zwei- oder dreimal, das waren Höhepunkte, Kinder von Artisten, deren Zirkus im Dorf gastierte. Eines dieser Kinder, es war ein Knabe, zeigte uns in der Turnhalle die Kunststücke, die er in den Abendvorstellungen vorführte. Wir balgten uns um seine Freundschaft.

Mehr Fremde sahen wir nach dem Krieg. An gewissen Tagen schlenderten amerikanische Soldaten durch die Bahnhofstrasse.

Wir staunten über ihre khakifarbenen Uniformen, den leichten Stoff, die schmissige kurze Bluse; all das stach vorteilhaft ab vom schweren Material und dem hausbakenen Schnitt der schweizerischen Soldatenbekleidung. Die Couragierteren unter uns rannten hinter ihnen her und riefen «Tschwing Göm»; die Soldaten lachten, auch die dunkelhäutigen, und verteilten die begehrten, neuartigen Kaugummistreifen.

Am Bahnhof hielten auch lange Züge mit Viehwaggons; sie waren mit Kriegsgefangenen gefüllt, die durch die Schweiz in ihr Heimatland zurückgeführt wurden. Weisse, Schwarze und Braune waren darunter, einige trugen Verbände. Sie streckten Becher aus den geöffneten Türen und baten um Wasser, das wir ihnen mit Stolz von den Hahnen holten.

Schliesslich kamen Kinder aus ehemaligen Kriegsgebieten zur Erholung zu uns. Kaum eine Familie in der Nachbarschaft, die nicht ein solches Kind aufgenommen hätte. Sie kamen aus Wien und aus dem Elsass, sprachen ein seltsames Deutsch und wussten viel zu erzählen. Wir staunten.

Fremdsprachige Kinder in den Werdenberger Schulen

Das Werdenberg meiner Jugend gehört der Vergangenheit an. Nach einer Erhebung des Bezirksschulrates gab es Ende November 1991 in unseren Schulen 451 Kinder mit fehlenden oder mangelhaften Deutschkenntnissen. Nicht erfasst wurden die Ausländerkinder ohne Sprachprobleme. Die Zahlen schwanken zwischen je einem Schüler in Salez und Sax und 33 beziehungsweise 76 und 202 Schülern in Sennwald, Wartau und Buchs; die prozentualen Anteile bewegen sich zwischen 2 Prozent in den Primarschulen Salez und Sax und 31 Prozent in der Primarschule Sennwald; im Durchschnitt sind es im Bezirk Werdenberg 12 Prozent. Es zeigt sich, dass die Gemeinden in unterschiedlichem Mass betroffen sind. Beachtet man die ab-

soluten Zahlen, so akzentuiert sich das Problem am stärksten in Buchs, Sevelen und Wartau. Relativ gesehen steht die Primarschule Sennwald an der Spitze; da hat fast ein Drittel aller Schulkinder Mühe mit der deutschen Sprache.

Als Muttersprache gaben 138 (30 Prozent) serbokroatisch an, gefolgt von 117 (26 Prozent) mit albanisch; 76 Kinder (17 Prozent) sprachen zu Hause italienisch, 57 türkisch (13 Prozent). Die Zusammensetzung der Zahl der fremdsprachigen Kinder hat sich in den letzten zwanzig Jahren entscheidend geändert. Früher bildeten die Italienerkinder die mit Abstand grösste Gruppe; heute stammt mehr als die Hälfte aus dem Balkan.

Die grössten Anteile von Kindern mit Sprachschwierigkeiten befinden sich im Kindergarten und in der Unterstufe. Die schulische Förderung verspricht natürlich um so bessere Erfolge, je früher die Kinder in unsere Schule eintreten. Gut sind die Aussichten beim Eintritt im Kindergarten- und Unterstufenalter. Die schwierigsten Probleme verursachen die «Quereinsteiger» auf der Oberstufe. Für sie sind nicht nur von der Volksschule, sondern auch von den Berufsschulen besondere Förderungsprogramme entwickelt worden.

Neue Aufgaben

Zwar bestanden schon früher die Schulklassen nicht aus lauter Gleichartigen; auch früher schon sassen Begabte und weniger Begabte, Protestanten und Katholiken, Kinder aus begüterten und aus armen Familien nebeneinander in der gleichen Klasse. Aber alle waren doch mit unseren Sitten und mit unserer Sprache vertraut. Das ist inzwischen anders geworden. Vollerorts bilden Klassen mit grosser sprachlicher, sozialer, kultureller und religiöser Vielfalt den Normalfall.

Diese Sachlage hat die Behörden und die Lehrerschaft vor neue, zusätzliche Aufgaben gestellt. Sicherstellen müssen sie auf alle Fälle, dass die Kommunikation mög-

lich wird; die fremdsprachigen Kinder erhalten deshalb überall mindestens zusätzlichen Deutschunterricht. Anspruchsvoller sind umfassendere pädagogische Konzepte, die darauf abzielen, dass das bunte Neben- und Miteinander, die «Multikulturalität», nicht als eine Last, sondern als eine Bereicherung erlebt wird.

Das ist leichter gesagt als getan. Vieles muss gründlich überlegt und ausbalanciert werden. Zum einen darf der Lernfortschritt der einheimischen Kinder durch die fremdsprachigen nicht beeinträchtigt werden. Dazu sind neue Strukturen nötig; die Organisation der heutigen Schule ist mit der von früher nicht mehr zu vergleichen; der Unterricht erfolgt nicht ausschliesslich in Klassen, sondern in wechselnden Gruppierungen, den Regelklassen, den Übergangsklassen, den Fördergruppen usw.

Zum anderen muss man aber auch auf die besondere Situation der fremdsprachigen Kinder Rücksicht nehmen. Sie stehen zwischen zwei Welten, der Welt der Familie, deren Sprache, Sitten und Werthaltungen ihnen von klein auf vertraut sind, und der Welt der Schule, in der eine andere Sprache gesprochen wird, möglicherweise auch andere Sitten und Werte herrschen. Wie gross die Kluft zwischen den beiden Welten ist, hängt einerseits von der Herkunft und andererseits von der Anpassungsfähigkeit und Anpassungswilligkeit der Eltern ab.

Wo die Eltern selber wollen, dass ihre Kinder in unsere Gesellschaft hineinwachsen, reduziert sich das Problem im wesentlichen auf die Erlernung der deutschen Sprache. Heikler wird die Aufgabe, wo das Elternhaus, wie das sehr oft geschieht, an den Traditionen des Herkunftslandes festhält. Dann treffen verschiedene Kulturen aufeinander, und dann geht es darum, dafür zu sorgen, dass die Kinder dieses Aufeinandertreffens nicht als Konflikt, als ein Entweder-oder, sondern als Begegnung, als ein Sowohl-als-auch erleben.

10 Dann ist eine «multikulturelle» Erziehung

gefragt, welche die Kinder einerseits in die Klassengemeinschaft integriert und sie andererseits ihren Familien nicht entfremdet. Das ist nicht unmöglich, sondern in manchen Klassen schon Realität; die Flexibilität der Kinder – der einheimischen und der fremdsprachigen – ist in aller Regel ja viel grösser als die der Erwachsenen. Die Betroffenen werden in dieser schwierigen Aufgabe auch nicht allein gelassen; die notwendigen Strukturen existieren; es gibt Richtlinien, Beratungsstellen und andere Hilfsangebote von staatlicher und privater Seite. Trotzdem: der Weg ist steinig; gelegentlich werden die Lehrkräfte bis zum äussersten gefordert; hin und wieder müssen Beteiligte über ihren eigenen Schatten springen; und manchmal, das muss man offen zugeben, bleiben Konflikte ungelöst bestehen.

Es wäre falsch, die Probleme zu leugnen oder zu bagatellisieren. Aber ebenso falsch wäre es, sie aufzubauschen. Es ist keine Katastrophe, sondern vielleicht sogar ein Glücksfall, wenn die Schule aufgrund der Anwesenheit fremdsprachiger Schüler ihren Beitrag zur Erziehung heute bewusst, gezielt und auf den Alltag bezogen, wie es die Erziehungsdirektorenkonferenz formuliert, «im Geist des Verstehens, der Toleranz, des Friedens und der Freundschaft zwischen den Völkern» leistet.

Für eine offene Gesellschaft

Die Bevölkerung des Werdenbergs ist noch nie einheitlich gewesen, und sie ist inzwischen noch viel uneinheitlicher geworden. Das zeigt sich in der Schule, das zeigt sich aber auch in den Betrieben und auf der Strasse. Die grössere Uneinheitlichkeit ist nicht bloss auf die Anwesenheit von Fremden zurückzuführen, sondern auch auf das Vorhandensein zahlreicher «Subkulturen», die von Einheimischen gebildet werden: von Jugendbewegungen, von religiösen Institutionen, von politischen Gruppierungen usw.

Was die Fremden betrifft, so halte ich zwei Reaktionsmöglichkeiten für unproduktiv: erstens die blinde Begeisterung über die zunehmende Exotik und zweitens die Fremdenangst oder gar den Fremdenhass. Beide Haltungen entspringen derselben Wurzel: Die Fremden werden nicht als Individuen wahrgenommen, sondern nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit etikettiert. Was solche Etikettierungen anrichten können, zeigen uns die Geschichte und die Gegenwart.

Produktiv scheint mir eine andere Haltung. Die Auseinandersetzung mit dem Fremden kann auch dazu führen, dass wir uns auf die Grundsätze besinnen, die unser Zusammenleben bestimmen oder bestimmen sollten. Es sind Grundsätze aus der Zeit der Aufklärung. Prinzipiell hat jeder Mensch das Recht, sein Leben so zu gestalten, wie er es will. Seine Freiheit ist aber nicht schrankenlos; sie endet dort, wo sie die Freiheit des Nächsten behindert. Und umgekehrt: Die Freiheit des einzelnen darf dort nicht eingeschränkt werden, wo sie dem anderen nicht schadet. Nur wenn diese Grundsätze verwirklicht werden, herrscht die Freiheit, deren wir uns so gerne rühmen.

Wer eine offene und freie Gesellschaft verwirklichen will, muss gegen alle Strömungen antreten, welche das freiheitliche Neben- und Miteinander beschränken wollen, gegen alle Intoleranz, gleichgültig, ob sie von Einheimischen oder Fremden ausgeübt wird. Und er muss weiter eintreten für die Toleranz gegenüber den Menschen, die niemandem etwas zuleide tun, seien es nun Einheimische oder Fremde. Um das Thema dieses Jahrbuches aufzugreifen: Wir sollten Strassen und Wege nicht verbarrikadieren, sondern sie offenhalten. Nur offene Strassen und Wege können Orte der Begegnung sein.